

Schicksalstage der Insel Usedom.

Von Robert Burckhardt, Usedom.

I.

Vierhundert Jahre nach Christi Geburt! Auf dem Golm machen sich die letzten Germanen bereit, nach dem Westen auszuwandern. Jahrzehntelang haben sie Flüchtlinge, die aus dem Lande jenseits der Swine stammten und ihres Blutes waren, über den breiten Strom gesetzt. Immer näher rückten die zahllosen slavischen Scharen. Vor einigen Jahren sind sie über das Wasser, das man heute die Diebenow nennt, gedrungen, und nun sieht man schon allnächtlich ihre Herdfeuer vom Golm aus leuchten.

Der Oberpriester der Rugen hebt zum letzten Male seine Hände über die breiten Steine, unter denen die Väter schlafen:

Allvater du, der droben tront,
du speergewalt'ger, starker Held,
der über Mond und Sternen wohnt
und unsern Lebensfaden hält:

Wir wandern in ein fremdes Land,
verlassen unsern sichern Hort,
verlassen nun der Heimat Strand
und ziehen in das Elend fort.

Bleib bei uns auch in Sturm und Drang,
halt deinen Lindenschild uns vor,
und Freya segne unsern Gang
und unsre Waffen Usa-Thor!

Die Männer haben unterdessen Weib und Kinder, Vieh und allerlei Hausrat in ihre breiten, hochbordigen Schiffe gebracht. Noch einmal stellen sie sich auf die Decksteine des Grabes und schauen sich in der alten Heimat um — zum letztenmal.

Wie eine Insel schaut der Golm aus der See heraus. Im Osten, Süden und Westen erheben sich zahlreiche andere Inseln, im Norden glänzt das weite Meer im Morgensonnenschein.

Der alte Führer winkt. Da flammen die leichten Strohhütten hell auf, und schwere Rauchwolken treiben dem Wasser zu.

Schweigend und mit zusammengebissenen Zähnen schreiten die Männer an den Strand.

Die braunen Segel fliegen hoch, und sicher steuert die kleine Flotte nach dem Westen.

II.

Man schreibt das Jahr tausend. Vor dem Streckelberg tobt eine grimmige Seeschlacht. Auf mehr als sechzig Schiffen kamen kühne Wikinger angefahren; ihre schnellen Meeresrenner bäumen sich hoch auf, und die waffenkundigen Männer drängen sich zum blutigen Streit.

Alter Haß herrscht zwischen den Männern aus dem Nordlande und den Leuten von Jom,

die vor vielen Jahren einst ihres Blutes waren, sich aber auf diesen Inseln niederließen und von hier aus die Ostsee beherrschen wollten.

Aber da ist nicht Raum für zwei Heerscharen; da sind nicht genug Handelsschiffe für zwei stolze Seeadler vorhanden — einer muß weichen.

Oben auf dem Streckelberge schlachtet der Priester der Jomswinger einen gefangenen Sachsen — unten auf dem roten Führerschiffe opfert der Fürst der Nordmänner den einzigen Sohn —.

Immer weiter tobt der Kampf. Wie Eber stürzen die Schiffe aufeinander los, und wer mit dem ehernen Panzer ins Wasser fällt, den ziehen die Wornen rettungslos in die Tiefe. Blutige Wellen schlagen an den Strand, wildes Rufen und Geheul schallt durch die Lüfte.

Endlich scheinen die Jomswinger überwunden zu sein. Aber ehe der Feind es ahnt, bricht aus einem der zahlreichen Meeresarme, die ins Achterwasser führen, eine Reihe stark besetzter neuer Schiffe heraus. Hilfe naht aus der Stammburg Wollin, ausgesuchte Kriegerleute auf den besten Kennern.

Da geben die Nordleute ingrimmig den aussichtslosen Kampf auf. Ein gellender Hornruf übertönt den Streit, und mit vollen Segeln wenden sich die Schiffe, die noch dem Steuer gehorchen, der nordischen Heimat zu.

Hundertfacher Jubelruf tönt vom Streckelberg hernieder; Greise, Frauen und Kinder stürzen an den Strand und preisen die Sieger.

Mit gebundenen Händen werden die Gefangenen auf die Höhe geführt. Sie wissen, welches Schicksal ihrer harret, aber da ist keiner, der mit der Wimper zuckt, als sie der Priester in Empfang nimmt.

III.

1128! Otto, der Bischof von Bamberg, steht im vollen priesterlichen Schmuck auf der Höhe des Wendenwalles bei der Stadt Usedom. Fast tausend Wenden drängen sich um ihn herum, unter ihnen ihr Fürst Wartislaw und viele Edle.

Kein Schwert blinkt, denn die Christen feiern heute den ersten heiligen Pfingsttag, und der Fürst hat strengen Frieden geboten.

Kein Auge zürnt, denn lange Kriege, Hunger und Seuchen haben den starren Sinn der Wenden gebeugt, und die stolzen Burgen der Wikinger sind längst dem Erdboden gleich gemacht worden.

Selbst die Priester finden nicht den Mut, dem Fremdling entgegenzutreten. Ueberall hat sich die neue Lehre siegreich erwiesen; in Stettin, in Rammin, in Kolberg, in Wollin, in Anklam, in Demmin herrscht das Kreuz. Zwar

ist das Land jenseits der Peene und Rügen noch dem alten Glauben treu — aber wie lange noch?

Der heilige Otto schlägt ein Kreuz und erzählt den Wenden in fremder Sprache, was ihnen dann ihr Fürst verdolmetscht.

Er erzählt von der Liebe des großen Gottes und von der Menschenfreundlichkeit und Güte des heiligen Christes, von seinen Wunderthaten und Reden, von seinem Leiden und Sterben. Aber klüglich auch von der Macht des polnischen Königs und des deutschen Kaisers, die beide bei dem Kreuze geschworen haben, den Wenden die neue Lehre zu bringen und sie, wenn es nötig ist, mit dem Schwerte in der Hand zur Taufe zu führen.

Die Wenden kennen zwar den Christengott nicht, aber Polen und Deutsche haben sie aus zahllosen Kriegen, aus Mord und Brand in gar guter Erinnerung. Es muß ein starker Gott sein, der mit den fremden Heeren war, und sicher war ihm der Wendengott nicht gewachsen.

Es muß ein reicher Gott sein, der seine Diener mit so kostbaren weißen Kleidern, mit Silber- und Goldblitter, mit so reichen Geschenken ausrüsten kann.

Da beugen sie alle ihre Häupter und lassen sich taufen. Ein neues Zeitalter beginnt!

IV.

Vor dem Anklamer Tor der Stadt Usedom hält am Morgen eines Novembertages des Jahres 1420 eine kleine Schar gewappneter Ritter.

„Ich bin Vike Behr und bitte die Stadt um Herberge!“ ruft der hochgewachsene Anführer dem Stadtdiener zu.

„Der Rat hat befohlen, Euch nicht einzulassen, denn die Städte Stralsund und Greifswald haben Euch verfehmt!“, ist die Antwort.

Vike Behr erbleicht. „Zum Teufel mit Euch Pfeffersäcken! Dann zum Schloß!“

Er zieht mit seiner Schar die Mauern entlang durch die alte Vorstadt Amtswiek und reitet endlich in das uralte Gehöft ein, das den stolzen Namen Schloß führt, von den Usedomern aber nur „Der Bauhof“ genannt wird. Damals war es der Witwensitz der Herzogin Agnes, die aber nie hier wohnte.

Schwere Blutschuld lastete auf Vike Behr. Im Jahre 1415 hatte der Erblandmarschall Degener Buggenhagen einen verhassten Günstling der Herzogin Agnes, den Stralsunder Pfarrherrn Konrad Bonow, erschlagen. Aber Bonow hatte viele Freunde, und Buggenhagen suchte sich wieder mit denen zu versöhnen. Am 16. Juli 1420 sollte in der Mühle zu Garbodenhagen bei Stralsund die böse Sache verglichen werden. Doch der Haß der Herzogin bewog ihren Hofmarschall Vike Behr zu schwarzer Tat. Als Buggenhagen mit dem

Herzog Wartislaw IX. zu Tische saß, drang Vike Behr mit einem Haufen Knechte in das Zimmer und schlug Buggenhagen wie einen Hund nieder; kaum rettete der Herzog selbst durch eilige Flucht das Leben.

Bösen Lohn trug diese böse Tat. Stralsund und Greifswald und die Freunde des Gemordeten erklärten die Mörder für friedlos und zogen im Herbst gegen sie zu Felde. Von einem Ort mußten sie zum andern fliehen, und auch im Schlosse zu Usedom ereilte sie bald die Rache.

In der Nacht zum 6. Dezember kam plötzlich eine starke Stralsunder Flotte, die in der Peene unweit der Stadt Usedom Anker warf und ihre zahlreichen Gewappneten sofort vor das Schloß schickte. Als der Tag graute, war es von allen Seiten umstellt.

Vike Behr, der sich auf die Uneinigkeit seiner Feinde und die Gunst der Herzogin verlassen hatte, sah sofort, daß das alte Gemäuer einem Angriff nicht gewachsen war. Noch in der Morgendämmerung schlich er sich mit seinen Freunden an den nahen Usedomer See, um über das Wasser zu entweichen.

Er fand auch ein Boot, das ihn und seine Genossen aufnahm. Aber er hatte nicht das Gewicht der schweren Panzer berechnet. Raum waren sie einige Schritte vom Ufer entfernt, so fing das Boot an, langsam zu sinken, und ging mit Mann und Maus unter. Die bei dem Geschrei der Unglücklichen herbeieilenden Städter kamen noch gerade recht, um den Ort des Untergangs bezeichnen zu können.

Die übrige Besatzung des Schlosses ergab sich sofort. Die Städter suchten sich unter ihnen die Mörder heraus, fischten auch den toten Marschall und seine Freunde wieder aus dem Wasser und brachten alle Uebeltäter nach Stralsund. Hier wurden sie, lebend oder tot, durch die Straßen geschleift und endlich gerädert.

V.

Am Tage Peter und Paul des Jahres 1630, also am 26. Juni, waren die sechshundert kaiserliche Dragoner, die unter dem Oberst Hatzfeld die Swineschanze besetzt hielten, so lustig und guter Dinge, wie es die frommen Söldner des großen Krieges nur irgend sein konnten. Schon am Vormittage saßen sie bei mächtigen Bierfässern, die ihnen das arme Städtchen Usedom hatte liefern müssen, aßen und tranken, spielten und würfelten, schworen und fluchten — alles den beiden großen Heiligen zu Liebe, deren Namensstag sie heute feierten.

Mitten in die Lust platzte gegen Mittag ein Leutnant hinein, der sich kaum noch auf dem Pferde halten konnte und heiser schrie:

„Wo ist der Oberst? Die Schweden landen!“

„Wo?“

„Hinter dem Zißberge — wo ist der Oberst?“

Er sprang vom Pferde herunter und gab dem Oberst, der zufällig anwesend war, einen Zettel. Hakfeld warf einen kurzen Blick darauf und schrie dann mit Löwenstimme:

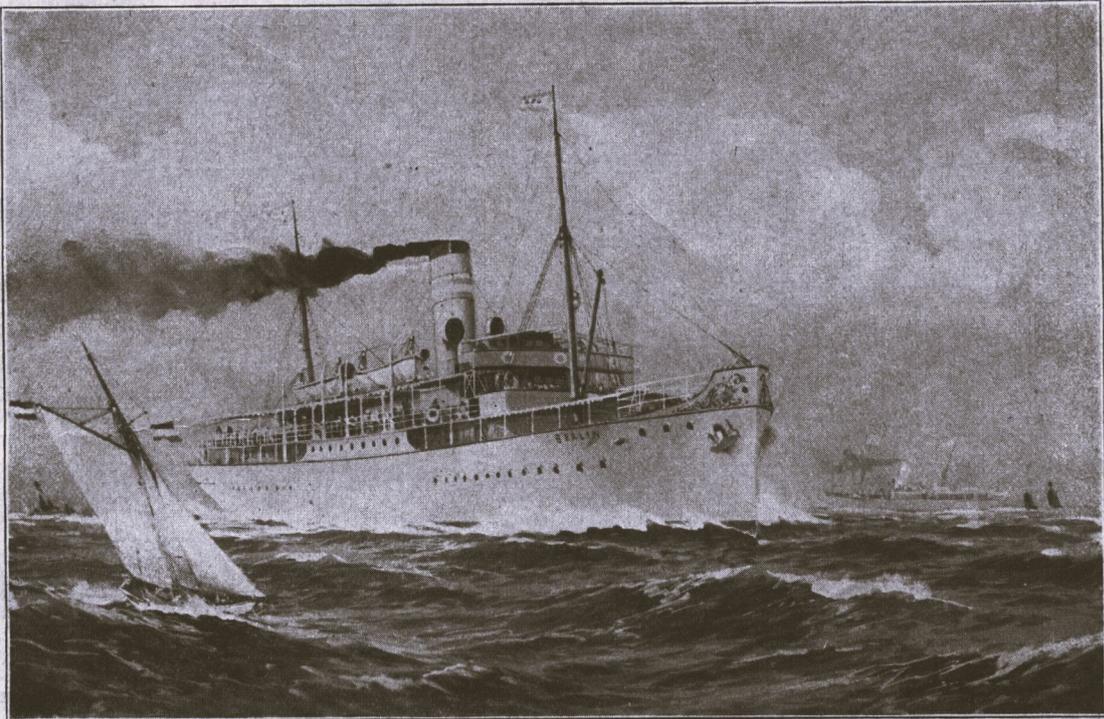
„Auf die Pferde! Heute kämpfen Peter und Paul für uns! Nieder mit den Schweden!“

Nicht mit Unrecht zählten die Hakfeldschen Dragoner zu den besten Regimentern des Kaisers. In kaum zehn Minuten ging es im tausenden Galopp dem Strande zu nach Westen; ein kleiner Trupp schlug sich landeinwärts die holprige Landstraße entlang, um die Hauptmacht zu sichern.

Kaiserlichen sich wie eine Lawine vom Berge lösten. In der Eile, Beute zu erhaschen, ließen sich die Dragoner verleiten, die Verfolgung bis dicht an den Wald des Langen Berges auszudehnen.

Das wurde ihr Verderben. Plötzlich frachten die schwedischen Kanonen, die dort versteckt worden waren, und plötzlich kam schwedisches Fußvolk im Lauffschrift aus der Gegend des Gothensees, um den Kaiserlichen den Rückweg abzuschneiden. Noch wehrten sich diese tapfer, da brauste das blaue Leibregiment Gustav Adolfs selbst aus dem Walde.

Da verstummten die spöttischen „Marienwerder“ gar bald; Hakfeld fiel, von einer Stück-



Der Salon-Dampfer „Berlin“ der Swinemünder Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft.

Raum hatten die Kaiserlichen die Höhen erreicht, auf denen heute Heringsdorf liegt, so tauchten hinter Bansin schon die ersten gelben Koller der Schweden auf.

„Zum Teufel — sie haben die Unfern geworfen!“ murmelte Hakfeld in den langen Schnauzbart. „Nun halt gemacht! Hier wollen wir die Kerls erwarten. Die Losung heißt heute: Maria und Marienwerder!“

Die Dragoner lachten hell auf — hatten doch bei Marienwerder im vergangenen Jahre die Polen, unterstützt von 10 000 Wallensteinischen, die schwedischen Truppen gänzlich geschlagen — war doch der Zug Gustav Adolfs nach Deutschland wesentlich auf diese Niederlage zurückzuführen, denn er wollte sich dadurch am Kaiser rächen.

Zögernd tastete sich das schwedische Fähnlein vor und ergriff sogleich die Flucht, als die

Fügel getroffen, und der Fahnenträger wurde von den Blauen zusammengehauen.

Die Kaiserlichen machten kehrt und jagten wieder der Swine zu, hart verfolgt von den Schweden. Sie hatten kaum Zeit, sich in Fischerboote zu werfen und nach Wollin überzusetzen. Pferde, Geschütze, Weiber und Kinder blieben in der Schanze zurück und fielen dem Sieger zur Beute; ja, die Flucht war so hastig, daß einzelne Boote noch auf dem Wasser umschlugen, weil sie überfüllt oder die Dragoner des Ruderns nicht kundig waren.

Am diesem Tage hatte die dreijährige Drangsal Pommerns durch die Kaiserlichen ein Ende.

VI.

Der Friede ist geschlossen, der Alte Fritz hat den langen Krieg gewonnen. —

Da regt sich an der Swine neues Leben. Sieben Jahre lang hat der gewaltige Bau, den schon Friedrich Wilhelm I. begann, ruhen müssen. In dieser Zeit haben die Schweden das Bollwerk abgebrochen und ins Fahrwasser große mit Steinen beladene Rähne versenkt; in dieser Zeit haben Sturm und Wellen einen Teil der breiten Dämme weggewaschen, einen andern stark beschädigt; in diesen Jahren haben die wenigen Bürger der neuen Stadt Swinemünde, die seit 1746 in Sumpf und Sand auf bessere Zeiten hofften, am Hungertuche nagen müssen.

Jetzt spricht überall neues Leben auf. Zu Lande und zu Wasser treffen täglich Holz und Strauchwerk aus den königlichen Forsten ein, um zu langen Faschinen, zu Pfählen und Bollwerken verarbeitet zu werden; fast brechen Bürger und Bauern unter den Fuhrlasten zusammen. Arbeiter und Soldaten fahren Erde und Sand um die Wette, rammen die langen Bäume in den Sumpf und legen anderswo feste Dämme an, um das Wasser abzudrängen und das Fahrwasser einzudämmen.

In den Kneipen am Hafen — und jedes Haus dort brennt und braut! — ist bei Tag und Nacht Lärm und Streit; der durch den langen Krieg gehemmte Handel setzt jetzt mit Macht ein; viel Geld wird leicht verdient und leicht ausgegeben.

Am 22. April 1765 aber ist allgemeiner Ruhetag. Da haben die beiden Bürgermeister und die Senatoren, die vermögenden Herren Kaufleute, die ehrbaren Obermeister der Gewerke und die Viertelsleute als Vertreter gemeiner Bürgerschaft sich in ihren Sonntagsstaat geworfen; im Schweiß ihres Angesichts mahlen sie sich durch den knietiefen Sand, der noch alle Straßen füllt, zum Gasthause des Brauers Völk am Bollwerk, in dessen großer Stube mangels jedes andern geeigneten Raumes heute der Magistrat gewählt und so die neue Stadt Swinemünde aus der Taufe gehoben werden soll.

Der alte Völk hat ein großes Faß Bier angesteckt. Im Hofe stehen die Bürger Kopf an Kopf und harren der Dinge, die da kommen sollen, und des Brantweins, den Völk versprochen hat, wenn er zum Senator gewählt wird.

Zulezt erscheint der Kriegsrat Schäring, ein alter Bullenbeißer, mit dem nicht zu spaßen ist.

„Warum arbeiten die Leute nicht?“ fragt er kurz den Bürgermeister Both.

„Sie wollen heute nicht — und nicht zehn Pferde bringen sie dazu“, antwortete Both, der sie schon seit fast zwanzig Jahren kennt.

„Der König will keine faulen Untertanen haben!“

„Sagen Sie es den Leuten selber,“ erwidert Both scharf und brummig.

Der Kriegsrat zieht eine Kabinettssorder aus der Tasche, verliest den Befehl zur Wahl und eröffnet die Verhandlungen. Nach langem Reden kommt man endlich zur Wahl.

Natürlich ist Völk Senator geworden.

Er reicht eine große Krufe Brantwein auf den Hof, die unter lautem Johlen von Mund zu Mund geht.

„Ich glaube gar, man säuft hier,“ sagt Schäring mißbilligend.

„Warum nicht,“ antwortet ihm Völk breit und bedächtig, „soll ich alles selbst saufen?“

„Die Swinemünder Bürger,“ berichtet Schäring am Abend an den König, „sind trotzig und auffässig, und das Brantweintrinken ist bei ihnen eingerissen.“

Der alte Fritz denkt einen Augenblick nach. Dann schreibt er an den Minister von Grumbkow: „Von Michaelis 1765 ab wird die Schanksteuer in der neuen Stadt Swinemünde eingeführt, und Er hat darauf zu achten, daß den Rassen kein Pfennig verloren geht!“

VII.

Der 4. August 1907!

Ein glühendheißer Sommertag — und doch ist der Strand von Swinemünde bis Bansin von Zehntausenden von Bürgern und Badegästen belebt; aus allen Teilen nicht nur Pommerns, sondern ganz Deutschlands sind Fremde herbeigeeilt, um einen welthistorischen Augenblick mitzuerleben; die Augen der Welt sind auf Swinemünde gerichtet: Kaiser und Zar geben sich hier ein Stelldichein, um auf Jahre hinaus die Verhältnisse Europas zu ordnen und zu sichern.

Draußen auf der Reede liegt das schwarze Zarenschiff, umkreist von ruhelosen Torpedobooten, die selbst hier finstere Mächte wittern. Die Hohenzollern daneben wie eine Friedens-Taube — mit dem Glas sieht man wohl den Kaiser mit dem Fürsten Bülow auf der Kommandobrücke hin- und hergehen. Im Halbkreis um beide Schiffe lagert sich die deutsche Flotte, eiserne Riesen im Schmucke der russischen und deutschen Farben.

Mittag ein Uhr öffnen die gewaltigen Geschütze ihren ehernen Mund; die Häuser am Strande zittern und die Spaziergänger taumeln. Eben hat der Kaiser den Trinkspruch auf den Zaren ausgebracht, der so mit Riesenstimmen der Welt verkündet wird.

Auch bis tief in die Nacht hinein wird der Strand nicht leer. Alle Strandkörbe sind dicht besetzt; in den Hotels spielen Musikkapellen Lieder von dem großen deutschen Vaterland; auf der Seebrücke ist es schwarz von Menschen.

Elf Uhr — eine Leuchtkugel steigt! Wie mit einem Zauberschlage verwandelt sich die schwarze See in ein Lichtmeer. Rote, blaue und weiße Raketen zischen durch die Lüfte, und die Umrisse der Schiffe werden durch hunderttausend elektrische Lampen plötzlich sichtbar. Nur

das Zarenschiff bleibt dunkel, doch über der
Hohenzollern erscheinen verschlungen riesengroß
W und N: Wilhelm und Nikolaus haben sich
ewige Freundschaft geschworen.

Nach einer Stunde ist das Lichtspiel, wie
es unser Strand noch nie gesehen hat und nie
wieder sehen wird, beendet. Mit einem

Schlage liegt die See wieder in Dunkelheit,
und ihre Wellen plätschern leise an den Strand
wie seit Jahrtausenden.

Am andern Tage wird der Welt verkündet,
durch die überlieferte Freundschaft zwischen
Deutschland und Rußland sei der Friede der
Welt auf absehbare Zeit gesichert.

Gustav Adolfs Landung auf Usedom am 26. Juni 1630.

Von Bernhard von Lepel. *)

Bei Roserow am Hünenstein
schart sich das Volk in langen Reihn,
den Blick zur See gewendet.
Es harrt in Sturm und Sonnenschein
bei Roserow am Hünenstein
des Retters, vom Himmel gesendet.

Wes Banner und Fähnlein flattern so weit,
wer führt herüber die Edelheit
an des jauchzenden Volkes Spitze?
Die Herren, umgeben vom reifigen Troß,
so gnädig grüßend vom steigenden Roß,
die Lepeln sind es, vom Gnitz.

Und dort der alte Amtshauptmann,
das ist der Wittich Appelman,
der drunten hält an Strande,
und von Nienkerken der Rüdiger,
der wähnt, daß jeder niedriger
als er im Insellande.

„Knabe, dort oben im Eichenbaum,
und kann dein Auge noch nichts erschauen,
und kannst du noch nichts erspähen?“
„Hurra! dort unten am Himmelsraum,
da wogt es und wallt es wie Segelsaum,
viel Wimpel seh' ich wehen.“

Und über das stolz aufschäumende Meer
rollen die schwedischen Donner her,
daß rings die Felsen erklangen.
Der goldne Löwe schreitet im Blau,
und Freude erglänzt im Tränentau
auf manchen deutschen Wangen.

Die Herzen und Glocken von Roserow,
heut jauchzen sie lauter, der Kunde froh,
Erlösung nahe dem Lande.
Gustav Adolfs, der herrliche Held,
betend liegt er vorm Herrn der Welt
am fernen Meeresstrande.

Die Erde horcht, und die Woge schweigt,
der Himmel sich lauschend niederneigt,
dem leisen Schwure entgegen.
Er hat ihn vernommen — die Woge rauscht,
die Winde brausen, die Menge jauchzt —
des Himmels heiligsten Segen.

Und auf schwarzem Rosse der König kam,
den Wittich winkt er, den alten Herrn,
um zu ersuchen die Kunde:
„Auf mein Begehren teilt mir mit,
wes ist der Ort, den mein Fuß betritt
zum ersten in dieser Stunde?“

„Der ist mein eigen, des rühme ich mich,“
der Lepel vom Gnitz wandte sich
also verlautend zum König.
Der sprach in Hulden: „Besäzet Ihr nur
vom schlechten Manne die schlechte Spur —
die Ehre dünkte mich wenig.“

Auf daß mir bleibend vor Augen sei,
zu handeln dem ernstern Schwure getreu,
an Euren Küsten geschworen,
hätt' ich aus Eurem Kreise hier
zu einer lebenden Mahnung mir
einen Gefährten gern erkoren.

Drum wäre es Euren Gelüsten nicht fern,
von den Edlen des Landes zählte gern
ich Euch zu meinen Getreuen.
Wollt Ihr denn Euer Schwert mir weihn
und meinen Gunsten der Nächste sein,
so würd' es mich höchlich erfreuen.“

*) Bernhard von Lepel, geb. 1818 und gest. 1885, Soldat bis 1848, dann Schriftsteller, war ein Freund von Paul Heyse, Fontane, Kugler u. a. und hatte unter Friedrich Wilhelm IV. Aussicht, Generalintendant zu werden; zuletzt lebte er in Prenzlau. Sein hier wieder-gegebenes Gedicht ist ein Tribut an die Heimat, bisher ungedruckt.